

Jörgen Bracker

JENSEITS DER NEBELWAND
DER TRAUM VON
KABAKON

Historischer
Kriminalroman



elbaol verlag hamburg

Inhalt

Skylla und Charybdis – und der Traum von Kabakon
Schiffstaufe mit Nachschlag
Liebe auf dem Prüfstand
Der Bestmann, Barpianist im Männerpuff
Häuslicher Streit um Geld und Braut
Die stumme Hamenfischerin
Müde Maaten, schwere Träume
Der Anschlag auf Betty, diese „*Pollackin*“
Mein Boot ist weg! Den Dieb kauf ich mir!
Polizei-Info für Nonnenwort in Marne ...
Ein Toter im Boot! Wittenborg obduziert ...
Vorgespräche in Altona
Spinat trumpft auf!
Beobachtungen am Rande des Grabes
Caruso und die Met müssen warten
Kieler Sprotten und Recherchen
Auf nach Tönning! Die Außeneider ...
Das sind sie ja, die Schiffspapiere!
Die „untote“ Nebelbraut
Gottes Strafe: Lungenentzündung
Vernehmungen in Altona

Des Polen Herz für Gastarbeiter
War sie es? Erscheinung auf dem Schosterberg
Mordanschlag mit Hilfe einer Dreschmaschine
Rüben verziehen – mit nackten Knien ...
Tiefschürfendes aus den Aborten
Der Jugendstraßprozess zu Itzehoe
Die Nebelbraut vom Schosterberg
Mit Franz Liszts „Liebestraum“ ...

ANHANG

Wahr oder wahrscheinlich?

Über den Autor

Weiterführende Literatur

Abbildungsverzeichnis

Skylla und Charybdis - und der Traum von Kabakon

Mein Westküsten-Krimi „HINTER DER NEBELWAND“ hatte 2011 das Licht der Welt erblickt und – wegen zwei hoffnungslos ineinander verknallter Jungs – mehr beiläufig das Paradies deutscher Nestflüchter, Kabakon, die Sehnsuchtsinsel in der Südsee, gestreift.

Da rührten zwei große Romanciers die Herzen spät-kolonialistischer Kreuzfahrer: Christian Kracht und Marc Buhl. Dazu gelang es ihrem Rezensenten, Denis Scheck, eine Diskussion über das Flair der Insel und ihre Verwandlung in ein Zentrum „kokovinistischer“ Lebensformen durch August Engelhardt zu entfachen. Beide Romanciers verfehlen nicht, die explodierenden Lustgefühle solcher Kabakon-Reisenden zu beschreiben, die es sich leisten, einige Tage dort als Nudisten aufzutreten und einheimische Knaben brutal zu vergewaltigen. Täter? Die auf Kabakon gerichteten Sehnsüchte mancher ohn' eigne Schuld verkrachter Existenzen – so die jener HINTER DER NEBELWAND sich abstrampelnden Kieler Jungs – fehlen. Kabakon beseelt die Hoffnungen jener von der Gesellschaft Ausgeschwitzten auf ein normales Leben, weit weg von der verlogenen Prüderie des Kaiserreichs! Die beiden Romane (s. o) regten mich an, den vergriffenen Auflagen der NEBELWAND eine dritte Edition mit dem Ziel zu gönnen, dem Schicksal dieser Jungs nachzuspüren, die durch sozial „würgsame“ Beschränkungen, die den mythischen Riesenschlangen ‚scylla et charybdis‘ ähneln, in Todeangst versetzt werden. Sie müssen fliehen, stehlen ein Schiff und werden, ehe die Ausreise beginnt, plötzlich vor die Wahl

gestellt, sich den Seeweg nach Kabakon frei zu schießen
oder in Kiel zu verrotten.

Hamburg. im August 2020

Jörgen Bracker

*Jetzt entstiegen der Fluth dichtwimmelnde
Robben, und ringsum streckten sich alle
gereiht am Wogenschlage des Meeres.*

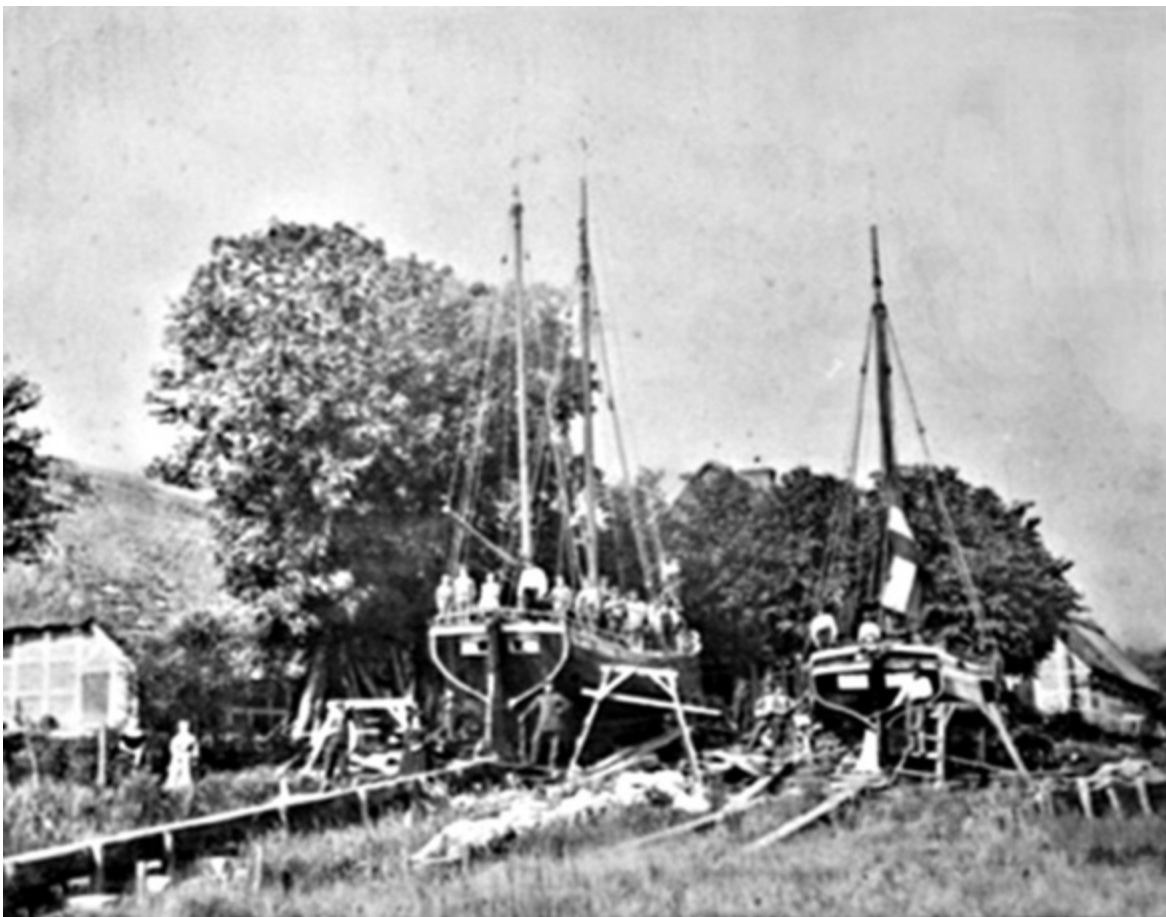
(Homer, Odyssee)

Schiffstaufe mit Nachschlag

Donnerstag, 25. Mai 1911

Es war alles ein wenig anders gewesen: Von Westen her zog ein giftiges Blau die Niederelbe herauf. Die Sonne zerbiss die Wolken und machte den über Land und Wasser gebreiteten nebelgrauen Schleier verdampfen. Die Watten, die Deiche, die Marschen funkelten vor Nässe. Ganz Süderdithmarschen trumpfte mit feuchten Farben. Den eher musisch und literarisch gebildeten Landarzt Dr. Frank Wittenborg aus Kronprinzenkoog hatte man zur Mitfahrt auf dem Kutter LISA des Altfischers Jens Ohm aus dem Kaiser-Wilhelm-Koog freundlichst drängen müssen. Sie erreichten frühzeitig und vor allen anderen Gästen den Werftplatz. Wittenborg sprang als erster an Land und brachte, weil er auch vom Segeln etwas verstand, an dem vorgesehenen Liegeplatz die Festmacherleinen aus. Sodann nahm er den neuen Kutter, der heute feierlich getauft und seinem Element übergeben werden sollte, etwas gründlicher unter die Lupe. Das neue Boot war aus der Halle herausgerollt worden, getragen von einer auf Schienen laufenden Werftlore, und stand am oberen Rand der Uferböschung. Nach Wegnahme der Bremsklötze würde es nur eines geringen Anstoßens bedürfen, die Lore in Schwung zu versetzen und mit dem Kutter auf dem Rücken in die Stör hinabrauschen zu lassen. Den Mast hatte man bereits am Vortag gestellt. Auch das frische Namensschild war am Heck befestigt und mit einem Tuch sicher abgedeckt worden, um vorwitziger Skopophilie der ewig neugierigen Nachbarschaft einen Riegel vorzuschieben. Noch rührte sich auf der Werft keine Hand. Frühestens in einer halben Stunde erwartete

man die ersten Gäste. Mit auffälliger Wissbegier für all die technischen Details beäugte Dr. Wittenborg indessen die aus kräftigem Balkenwerk bestehende Trägerkonstruktion, die dem Kutter den notwendigen Halt auf der Lore gab. Man hätte leicht auf den Gedanken verfallen mögen, dieser Herr da sei ein Spezialist aus dem Konstruktionsbüro der Werft und verantwortlich für ein fehlerfreies Funktionieren des Stapellaufes. Dazu passte jedoch der eher städtisch elegante Habit nicht so ganz.



Stapellauf auf der Kutterwerft der Elbinsel Krautsand

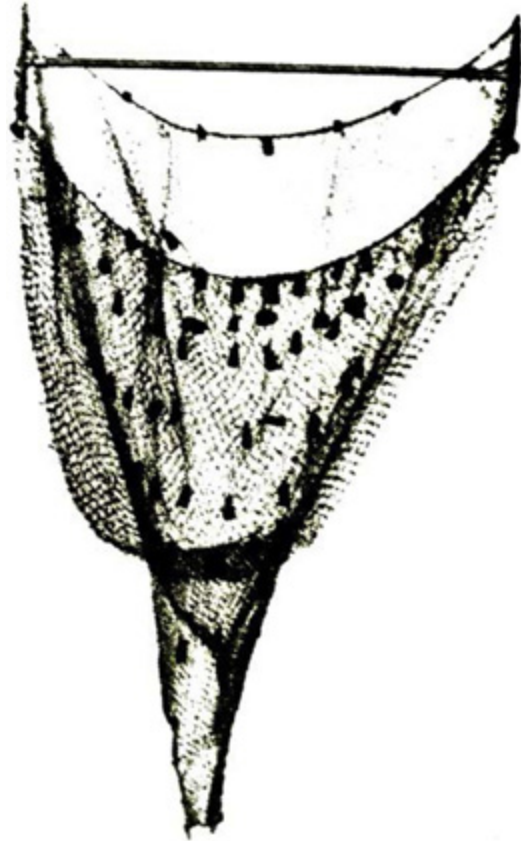
Dr. Frank Wittenborg war eine schlanke Erscheinung, von mittelgroßem Wuchs. Das dichte, schwarzbraune Haar trug er kurz geschnitten und nach rechts gescheitelt. Eine widerborstige Strähne, stets aufs Neue bekämpft, rutschte

ihm ab und zu in die Stirn. Die Vierzig hatte er gerade überschritten. Die grauen Augen unter den buschigen Brauen sandten Zuversicht und Verlässlichkeit aus.

„Guten Morgen, Herr Doktor Wittenborg!“, drang es von der Seite her zu ihm hinüber.

„Ach, Herr Behr – Sie! Auch Ihnen einen Guten Morgen! Für Sie ein sehr besonderer Morgen, nicht wahr? Ein erhebendes Gefühl, nicht wahr? Gestern noch Maat bei der Kaiserlichen Marine, heute schon angehender Fischersmann beim Stapellauf des ersten eigenen Kutters? Da darf man Sie wohl schon beglückwünschen!“

„Warten Sie’s man ab, Herr Doktor Wittenborg! Das mit den Glückwünschen am frühen Morgen ist immer so ’ne Sache. Die Büsumer Fischer wird’s freuen, mal wieder einen Kutter mehr gegenüber den aus Ostpreußen zugezogenen Konkurrenten aufbieten zu können. Es gab schon erste Anfeindungen deswegen, dass wir vom Vorbild ihrer Keitelkähne erst lernen mussten, wie man den Keitelbaum zu einem Kurrenbaum umfunktionieren kann und wir Dithmarscher auf diesem Wege unsere Krabbenfischerei vom Kutter aus erst richtig ertragreich gestalten können.“



*Keitelgarn und Keitelbaum. Zwei kürzere, seitliche Querspieren
am Baum, halten das Netz offen.*

Der Arzt kannte ihn gut, den bedächtigen Jungfischer aus Eckstedt, dem kleinsten Ort im Kaiser-Wilhelm-Koog, tüchtig in seinem Beruf, kein Mann vieler Worte. Jetzt stellte er eine Leiter an das aufgebockte Schiff. Und wie Wittenborg ihn dann so die Leiter auf entern sah, musste er sich eingestehen, dass dieser junge Mann seinen Konkurrenten gegenüber im Wettstreit um die Gunst des weiblichen Geschlechts einige körperliche Präferenzen vorzuweisen hatte, um die jene ihn mit Recht beneideten: hochgewachsen, breitschultrig, strohblond; und immer wieder die treu und friedliebend dreinblickenden, blauen Augen! Kein Wunder, dass ihm die Frauen im Koog nur so hinterherliefen.

Nun stand Karl Theodor Behr oben an Deck. Er bückte sich, hob eine schier endlos lange Reihe aneinander geknoteter Signalflaggen auf und ließ sie prüfend durch die Hände gleiten. Die letzte Flagge in der Reihe befestigte er am Bug und zog die bunt flatternde Wimpelschlange mithilfe einer Flaggenleine über die Mastspitze und dann wieder zum Heck des Kutters. Danach stieg er die Leiter hinunter und betrachtete aus einiger Entfernung sein Œuvre. Nicht heiter, wie man es an einem solchen Tag hätte erwarten dürfen – eher abwartend, verloren stand er da, ein wenig linkisch bemüht, die Hände unter den Achseln zu verbergen.

Das frisch angemalte Schiff aber machte, nunmehr über die Toppen geflaggt, einen umwerfenden Eindruck. Es fehlte nur noch die Girlande aus Tannengrün und frischen Blumen. Diese würde gleich von der Taufpatin und ihrer Familie herbeigeschafft und in hängenden Buchten feierlich um den Bug gelegt werden. Für die Taufpatin hatten die Mitarbeiter der Werft ein Podest mit Balustrade gezimmert, damit sie von dort oben die Flasche mit dem Champagner gegen den Bug schleudern möge.

Mittlerweile hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden – Berufskollegen, Handwerker, Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr und Honoratioren – um dem festlichen Ereignis bei Bier, Schnaps und Kartoffelsalat den passenden Rahmen zu verleihen. Es war eben noch immer etwas Besonderes, einen neuen Büsumer Kutter vom Stapel laufen zu sehen und eine Schiffstaufe mitzuerleben!

Lauter fröhliche Gäste waren da beisammen, aber niemand, kein einziger, nicht einer von diesen allen, ahnte das schreckliche folgenreiche Geschehen voraus, dass ihnen noch bevorstand und die allgemeine Heiterkeit von einem zum nächsten Augenblick in pure Angst verwandeln sollte!

Noch standen da der Fabrikant Hugo Nonnenwort, seine Ehefrau und seine Tochter Marga stolz in der ersten Reihe. Sie unterhielten sich mit Karl Theodors Eltern, redeten und lachten. Karl Theodor reihte sich endlich neben Marga ein,

gab ihr die Hand und zwinkerte ihr zu. „Nur Mut, Marga!“, bellte er heiser hervor. „Wir ziehen das jetzt durch!“ Marga kicherte noch ein klein wenig in sich hinein und wurde ganz rot dabei.

Jungfischer Behr hatte in der vergangenen Woche noch einmal im Hause des Fabrikanten Nonnenwort vorgesprochen, ob die anteilige Finanzierung des Kutters durch die Fischkonservenfabrik auch wirklich in Ordnung gehe. Zu diesem Zweck hatte er seinen besten Anzug angezogen und voller Stolz dem großen Unternehmer gegenüber unterstrichen, dass er den von der Werft im Voraus verlangten Grundbetrag aus eigenen Ersparnissen zusammengebracht habe. Wegen der Kreditierung aller folgenden Raten durch Nonnenwort wie auch wegen der Höhe der Zinsen und der Vereinbarung bindender Lieferverträge, die eine Abgabe sämtlicher Krabbenfänge Behrs an Nonnenwort vorsahen, war man sich seit Beginn der Bauarbeiten an dem Kutter einig gewesen. Doch – wenn dem so war, warum mochte ihm der Alte gerade heute nicht klar in die Augen sehen?

Gegen Ende des Gesprächs hatte Hugo Nonnenwort dem Jungfischer einen scheinbar kleinen, leicht erfüllbaren Gefallen abgerungen: Es würde seiner Tochter Marga eine besondere Freude bereiten, einmal im Leben einen Kutter taufen und sich einen schönen Taufnamen ausdenken zu dürfen.

Als Taufpatin sei sie ihm schon recht, seine ehemalige Klassenkameradin, hatte Karl Theodor Behr dem beigestimmt – nur den Namen für das Schiff würde er, der Schiffer, selbst auswählen. Nonnenwort hatte daraufhin sanft genäsel: „Dann werde ich es mir noch erlauben, dem Schiff ein Namensschild zu stiften und an diesem Ehrentag die Kosten für die Getränke zu übernehmen!“

Heute trug er, der Jungfischer, zum ersten Mal einen schwarzen Bowler auf dem Haupt – wie es dem Schipper und Eigner eines Kutters zukommt – dazu wieder den

dunklen Anzug aus schwerem Stoff und ein paar Maiglöckchen im Knopfloch. Die Ärmel des Anzuges hätten nur gern ein wenig länger sein dürfen, um seine auffallend großen Hände – denen er seinen Necknamen ‚Flosse‘ verdankte – nicht so einsam hervorlugen zu lassen. Mit seiner Ruhe war es nicht weit her. Die scheelen Blicke Nonnenworts? Er spürte, dass Ungewöhnliches geschehen werde. Vor Aufregung tanzte sein Kehlkopf Polka, den schlanken Hals immer auf und ab, wie Dr. Wittenborg – mit dem dazu passenden Rhythmus im Kopf – amüsiert feststellte.

Durchaus frei und selbstbewusst hielt sich dagegen Marga an Karl Theodors Seite – sie ergriff jetzt seinen Arm. Mein Gott! Dem Arzt stockte der Atem: Was für eine hinreißende junge Frau – die wandelnde Versuchung!, fand er. Die leicht vom Wind geröteten Wangen verliehen Margas Gesicht einen frischen, fröhlichen Ausdruck. Jede noch so kleine Erregung teilte sich sofort durch zarte Einfärbungen des sonst so makellosen, milchig-weißen Teints mit. Ihre leuchtend blauen Augen blickten wach und aufmerksam. Das kupferrote lange Haar trug sie streng nach hinten gekämmt und zu einem Zopf geflochten, der im Nacken zu einer großen Schnecke zusammengefasst war. Das bodenlange Kleid aus hellblauem Taft lag eng an und fiel erst unterhalb der Knie in weiten Schlitzten auseinander. – Der Fischkonservenfabrikant musste sehr wohlhabend sein, wenn er seiner Tochter für diesen einmaligen Auftritt bei einer Schiffstaufer, der zudem nur wenige Minuten dauerte, eine solch extravagante Robe schenken konnte!

Noch vor seiner Tochter erklimmte der Fabrikant selbst das Taufgerüst. Der mittelgroße, dünne Mann mit kleinem Kopf und einem verdorrten Gesicht, einem Kneifer und schneidig frisiertem Mittelscheitel präsentierte sich in einem Cutaway mit grauer Weste; dazu trug er die standesgemäß obligatorische, weiße Hemdenbrust. Er verbeugte sich auf dem Podest nach allen Seiten und wedelte mit weißen

Glacéhandschuhen in seiner Rechten, um sich Gehör zu verschaffen. Aller Blicke richteten sich auf ihn. Es wurde still. Nonnenwort näselte distinguiert: „Meine Damen und Herren, liebe Familie Behr, werde Gäste aus nah und fern! Wundern Sie sich bitte nicht, ausgerechnet mit meiner Wenigkeit zu Beginn dieser feierlichen Schiffstaufe für einen Augenblick vorliebnehmen zu müssen. Ich erlaube mir, Sie in aller Bescheidenheit und im Namen des künftigen Schiffseigners – des Jungfischers Karl Theodor Behr – an dieser Stelle auf das Herzlichste zu begrüßen. Diese Aufgabe fällt nach Gebühr einem Angehörigen der jeweiligen Taufpatin zu. Und wer ist die heutige Schiffspatin? Ich verrate es Ihnen: Es ist Marga Nonnenwort, meine geliebte Tochter. – Und wer hat sie zur Taufpatin bestimmt? Kein anderer, als der ihr innigst zugetane Jungfischer, unser lieber Karl Theodor Behr. Marga wird nach wenigen Wimpernschlägen die Taufe von hier aus vornehmen.“



Man nannte Gustav Junges Werft „Die Kutterschmiede von der Küste“ Ein zweimastiger Kutter aus Finkenwerder mit der Fischereinummer HF 211 liegt im Vordergrund.

Was beabsichtigte Nonnenwort mit seiner übertriebenen Aufdringlichkeit? Der fuhr fort: „Und nun, liebe Freunde bitte ich meine Tochter Marga zu mir aufs Podest.“

Marga stieg die Stufen hinauf, raffte mit der Linken sorgsam das Taftkleid über die Knie, wobei Kaskaden breiter Spitzen des Unterrocks und ein wohlgeformtes Bein sichtbar wurden. „Ein Hoch auf die Taufpatin!“, krächzte Nonnenwort mit heiserer Stimme. Alles brüllte: „Hoch, Hoch!“ und die Rufe „Vivat! Vivat!“ wollten kein Ende nehmen. Nonnenwort verbeugte sich nach allen Seiten hin und überließ seine Tochter dem tosenden Beifall. Er stieg eine Stufe abwärts, winkte mit beiden Armen einen der Hilfskellner heran und bat um zwei Gläser Champagner. Er stellte er sich wieder neben seine Tochter, drückte ihr ein Glas in die Hand und bedeutete der Menge, dass er noch etwas sagen wolle. „Liebe Freunde, liebe Familie Behr! Nun wird meine Tochter den Taufspruch hersagen, das Namensschild am Heck des Kutters aufdecken und schließlich den Taufakt vollziehen. Sobald sie das Namensschild aufdeckt, wird sie aller Welt offenbaren, dass dem künftigen Eigentümer des Kutters heute noch eine besondere Freude bevorsteht. Er wird ein Schiff übernehmen und sich gleichzeitig verloben, ja schlussendlich die Braut in seine Arme schließen. – Nun, liebe Marga, wollen wir den Taufspruch hören.“ Marga trat nach vorn, zauberte mit einem schnellen Griff einen kleinen Zettel aus dem Ärmel und las:

*„Fahre weit aufs Meer hinaus,
Bring dem Schiffer Glück!
Bring viel Krabben mit nach Haus
Und den Mann zurück!“*

Sie wendete sich zum Schiff um und riss die Abdeckplane vom Heck. Erstaunt und erfreut lasen die Gäste auf einem Schild aus naturfarbenem Eichenholz in goldenen Lettern den Namen MARGA.

„Nun ist es heraus, werte Gäste!“, kreischte Nonnenwort, und seine Stimme überschlug sich dabei. „Ich habe die Ehre, das Fest des Stapellaufs mit der Bekanntgabe einer Verlobung zu schmücken. Es gibt da zwei junge Leute, die schon seit Jahren einander gut sind und keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als von nun an für alle Zeit zusammen zu bleiben. – Liebe Familie Behr, euer tüchtiger Sohn Karl Theodor möchte, wie mir sein Vater in Vorgesprächen versicherte, meine über alles geliebte Tochter Marga so schnell wie möglich zum Traualtar führen. Diesem Wunsch kann und möchte ich mich nicht verschließen, zumal auch meine Tochter, wie ich von ihr persönlich weiß, nur diesen und sonst keinen zum Ehemann begehrt. Ich darf Sie, meine verehrten Anwesenden, bitten, mit mir auf das junge Paar anzustoßen – Prosit, zum Wohle!“

Stolz wie ein Pfau stelte er von dem Gerüst herunter, indem er auf jeder Stufe innehielt und der in fröhliche Stimmung geratenen Gesellschaft zuprostete. Am Fuße der Treppe blieb er stehen, um von dort den Taufakt zu beobachten. Die Honoratioren drängten nach vorn, um den Eltern und Karl Theodor zu gratulieren. Der aber rührte sich nicht vom Fleck, schaute über die Gäste hinweg und ballte seine großen Hände unter den Achseln zu Fäusten, als wüsste er im Voraus, wogegen es sich zu wehren galt! „Sturer Bock!“ – „So eine Frechheit!“ – „Seine Braut lässt er da oben stehen und tut so, als ob ihn die Verlobung gar nichts angehe!“, murmelten einige der Anwesenden verärgert. Andere schauten auf Marga, um nicht zu verpassen, wie sie wohl auf das eigenartige Verhalten ihres Verlobten reagieren würde. Marga hatte jedoch gar nichts davon mitbekommen. Sie war viel zu sehr mit der Vorbereitung des Taufaktes beschäftigt, indem sie schon einmal die von der Fabrik gelieferte Sektflasche wurfgerecht in die Hand nahm. Auf ein Zeichen des Werftbesitzers Torben Hansen packte sie die Flasche fester und rief fröhlich: „Ich taufe dich auf den Namen MARGA, der dem

Schiff, dem Fischer und uns beiden Verlobten Glück bringen soll!“

Flosse zitterte und bebte – er vermochte kaum mehr, an sich zu halten. Sie also auch! Ein abgekartetes Spiel! Alle waren informiert, nur ihn, Flosse – den ins Auge gefassten Bräutigam – hatte man außen vorgehalten.

Die Flasche flog, noch während er dies dachte. Sie flog, sie knallte gegen den Bug, blieb aber ganz und fiel neben dem Schiff herab auf scharfkantige Steine. Ihr Hals zerplatzte und der köstliche Inhalt spritzte und zischte über den Schotter zwischen den Gleisen. Welch böses Indiz! Ehe sie recht bemerkte, wie es jetzt weitergehen würde, wurde sie von zwei Werftarbeitern gepackt und vom Podest gehoben. Ein unheimliches, schnell heftiger werdendes Geräusch näherte sich aus Richtung der Elbe – ein gräuliches Schlurfen und Saugen. Dann war sie zu erkennen, die sich zum Himmel windende graue Säule – eine Windhose! Die mit beachtlicher Geschwindigkeit die Stör heraufregte, schon in das Werftgelände einfiel und alles, was nicht niet- und nagelfest war, in sich aufzog und durch die Luft wirbelte. Im nächsten Moment erfasste sie auch das Podest und schleuderte es gegen das frisch getaufte Schiff.

Der neue Kutter kippte samt der ihn tragenden Balkenkonstruktion mit der Werftlore von den Gleisen und krachte auf die Steine. Den Honoratioren wurden die Hüte vom Kopf gerissen – diese wirbelten durch die Luft, segelten gen Himmel und kreisten dort oben, um sich dann schließlich in den Zweigen der umstehenden Bäume zu verfangen, auf dem Werftplatz zu landen oder aber auf der Stör davonzutreiben. Die ihrer Kopfbedeckungen Beraubten rannten fluchend hinterher, ihr Eigentum möglichst wieder einzusammeln. Eine Kiste mit Sägespänen war umgestürzt, ihr Inhalt formierte sich zu einer dicken Luftschlange, die ebenfalls hinauf in den Himmel schoss, dann aber wieder fauchend herabstieß, die Menge der Gäste umkreiste und schließlich – über deren Köpfen zerplatzend – herab

rieselte, um sich auf den Hüten und Mützen, den Röcken und Mänteln zu verteilen. Die in Päckchen zusammen am Werftkai liegenden Gastschiffe schlugen gegeneinander und zerrten an den Festmacherleinen. Eines riss sich los und trieb nur deshalb nicht davon, weil beim Tidenwechsel der Flutstrom auf der Stör gerade zum Stillstand gekommen war.

Marga starrte fassungslos auf ihren von oben bis unten mit Sägemehl eingestaubten Vater. Ihr Kleid war an den Seiten aufgerissen, sodass die dekorativen Schlitze jetzt fast bis zu den Achselhöhlen hinaufreichten. Mutter Behr, die sich recht schnell wieder gefasst hatte, sah das Unglück und half der jungen Frau, die sie rings umflatternden Stofffetzen zumindest notdürftig zu verschließen. Dann schlich Marga weinend auf Karl Theodor zu, der ihren Nöten jedoch kaum Beachtung schenkte, weil der Zorn – ausgelöst durch des Herrn Nonnenworts Intrige – in ihm überkochte und er noch nach einer passenden Antwort suchte: die Windhose! Der junge Behr schien auf ein solches Zeichen des Himmels nur gewartet zu haben. Er schleuderte den Bowler in den Wind und griff nach einer Axt, die neben dem Schiff lag. Mit einem Riesensatz sprang er auf die umgestürzte MARGA. Mit wahllos ausgeteilten Axthieben zerkleinerte er das Balkenwerk des Trägergerüsts, um sein Schiff darunter freizulegen. Er glich einem Berserker, wie er mit seinen langen Armen und Beinen auf den Außenplanken des Schiffs herumwirbelte und um sich schlug. Dann fiel er auf die Knie, hob das Gesicht gen Himmel, verdrehte die Augen und stützte das Kinn auf die Fingerspitzen der zum Gebet zusammengelegten Hände. Was dann seiner Kehle entfuhr, klang nicht nach einem Gebet. Bitter spie er jedes Wort einzeln heraus:

„Lieber Gott! Hältst Du Gerichtstag über uns? Wie groß ist meine Schuld, dass Du mein Schiff zerstörst, obwohl ich es für meine Arbeit brauche? Was habe ich verbrochen, dass Du mich mit einer Verlobung strafst, an deren

Zustandekommen ich nicht beteiligt war? Alle wussten davon, wieso nur ich nicht? Was habe ich denn getan?“

Dr. Wittenborg und einige Damen und Herren in der ersten Reihe hielten tapfer ihre Mienen im Zaum. Manche reagierten entsetzt, andere versuchten, ein Grien zu unterdrücken. Die meisten aber hatten diese gen Himmel gebrüllte Anklage gar nicht gehört, weil sie damit beschäftigt waren, ihre Mäntel und Joppen abzuklopfen, sich mit Taschentüchern den Staub aus den Gesichtern zu wischen und einander die Sägespäne aus den Haaren zu klauben.

Noch während die Taufgäste versuchten, sich von der himmlischen Entzauberung dieser nach Gutsherrenart verordneten Verlobung zu erholen, flog aus dem dicht wogenden Reet am gegenüberliegenden Ufer der helle Singsang einer Knabenstimme herüber – so herb und so traurig, als käme sie aus einer anderen Welt:

*„Verliebt, verlobt und bald getraut?
Wer nimmt denn jetzt die Nebelbraut?“*

Die Gäste blickten sich beunruhigt um. Wer sang da? Was hatte dieser Vers zu bedeuten? Und wer war mit der ‚Nebelbraut‘ gemeint?

„Ah!“, rief da ein blasierter Schlack in Polizeiuniform. „Die ‚Nebelbraut‘?“

Der meint wohl Flosses Polackin, die Mandrukeitsche!“

Es entstand ein allgemeines Durcheinander. Nonnenwort, ziemlich zerzaust, trat noch einmal vor, besann sich, reinigte seine Brille und drehte sich – dabei immer über die Schulter zurückklingelnd – mehrmals im Kreis. Dann hob er den Blick gen Himmel, als suche er den Rat des Schöpfers, und zog dabei ganz in Gedanken das Futter seiner Hosentaschen heraus, wodurch er erneut kleine Staubwölkchen auslöste. Endlich war er soweit, wusste, was zu tun war: „Der Doktor, der Doktor muss her!“, rief er. „Der

junge Behr verfällt dem Wahnsinn! Der Arme ist nicht mehr bei Trost – er faselt nur noch Unsinn. Wo bleibt denn der Doktor? Mein Gott, Herr Doktor Wittenborg, seien Sie so gut, bitte helfen Sie ihm ...!“

Dr. Wittenborg stutzte, da er sich im vorliegenden Fall beileibe nicht gefragt sah – medizinisch bestand hier kein Handlungsbedarf. Dennoch machte er sich auf den Weg durch die Trümmer. Einmal mehr bückte er sich knapp, um den verbeulten Bowler von der Erde aufzuheben, den Flosse sich beim Sprung auf das Schiff vom Kopf gerissen hatte.

Die Gäste verfolgten stumm Wittenborgs Bemühungen um den jungen Behr. Der Arzt redete diesem gut zu und klopfte ihm auf die Schulter, als wollte er sagen: ‚Nun lass mal das Theater und beruhige dich wieder! Du bist hier nicht der einzige Betrogene.‘ Er zeigte zu Marga hinüber – vermutlich, um ihm zu bedeuten, sich auch einmal in ihre Lage zu versetzen. Schließlich bot er ihm die Hand und zog ihn von seinem Schiff herunter.

Dann nahm Wittenborg den Bowler in beide Hände, stieß mit der Faust die Beule heraus, dass es nur so buffte, wischte mit seinem Taschentuch ein paar Spritzer von diesem edlen Statussymbol und überreichte ihn dem Eigentümer. Flosse drehte den Hut zwei Seufzer lang unschlüssig in den Händen, dann setzte er ihn wieder auf und grünte unverschämt bissig. Ein Aufatmen ging durch die Reihen und einige der Gäste klopfen sogar schüchtern Beifall.

Marga stand immer noch da, bekümmert und stumm. Sie begriff nur halb, wollte auch gar nicht verstehen, was hier vor sich ging. Sie war erst gestern Abend von Altona nach Hause zurückgekommen und von ihrem Vater mit der freudigen Nachricht von der Verlobung überrascht worden. Erst hatte sie es gar nicht glauben wollen, dass Flosse um ihre Hand angehalten habe, weil der sich doch für eine andere interessierte, wie sie nur zu gut wusste. Aber ihr Vater hatte darauf beharrt und weiterhin behauptet, alle

Beteiligten seien einverstanden und freuten sich auf die Verlobung. Da war sie ihrem Vater vor Glück um den Hals gefallen.

Und nun dieser Absturz! Alles Lug und Trug! Ein schneidender Schmerz bemächtigte sich ihrer – ein Schmerz, wie sie ihn zuvor noch nie empfunden hatte und wie er ihr bisher auch noch von niemandem zgedacht worden war. Was hier vor sich ging, überstieg ihre Phantasie. Tat Flosse nur so, als ob er von nichts wüsste? Oder hatte ihr Vater tatsächlich, ohne Flosse ins Boot zu holen, die Verlobung verkündet? Sie sah sich benutzt und schäbig bloßgestellt. Sie musste sich zusammennehmen – sie wollte nicht weinen, sie wollte stark sein.

Die Schiffbauer machten sich über den verunglückten Kutter her, um etwaige Beschädigungen in Augenschein zu nehmen und den gegenwärtigen Zustand zu sichern, sowie auch, um Folgeschäden abzuwehren. Bald schon ließen ihre Mienen und beschwichtigenden Gesten darauf schließen, dass der Kutter wie durch ein Wunder beinahe unversehrt geblieben war.

„Hat dscha noch ma gut gegangen“, kommentierte einer von ihnen dieses Glück im Unglück.

Zur Beruhigung der Gäste dieser misslungenen Taufe konnten diese Beschwichtigungen jedoch kaum beitragen. Viele ließen ihrem Unbehagen freien Lauf:

„Das Schiff möchte ich nicht geschenkt, daran wird er keine Freude haben!“

„Ein Onglökksschüff ...“

So wurde überall getuschelt.

Torben Hansen ging auf Flosse zu und legte ihm den Arm um die Schultern. „Guck noo vörn, Seemann! Alles halb so schlimm. Morgen steht das Schiff wieder auf der Lore, als wäre nichts geschehen. Dann wird’s noch einmal übergemalen und denne rauscht’s ab ins Wasser. In vier Tagen kannst du dir dein Schiff abholen und nach Eckstedt überführen. Verlass dich drauf!“

Flosse lächelte schon wieder, wenn auch etwas gequält, und bedankte sich artig. „Ich nehme Sie beim Wort – am Montag, dem Neunundzwanzigsten, bin ich zur Stelle.“

„Allens klar, Schipper! Denn kannst du dich allmählich auch verdrücken. Du siehst ja, wie der Platz sich leert. Wär' nett, wenn du'n paar Leute mit deinem Wagen bis zum Bahnhof nach Wilster mitnehmen könntest.“

„Etwa die Nonnenworts?“

„Keine Bange! Die würd' ich dir nach alledem, was hier vorhin abgelaufen ist, bestimmt nicht mehr aufhalsen“, lachte Torben Hansen. „Außerdem haben sich Nonnenworts heut' früh in Marne gleich 'ne Kutsche für den ganzen Tag gemietet. Aber sag, wie kommen deine Eltern zurück?“

„Die parkt Jens Ohm bei sich an Deck seines Kutters. – Ja, Meister, wenn't denn sonst nichts mehr gibt, sag ich Tschüss bis Montag!“ Es war kühl geworden; der Himmel mulmig bedeckt, aber es regnete wenigstens nicht. Die ersten Schiffe legten ab, die Kutschen mit den Honoratioren und ganze Pferdefuhrwerke aus den Nachbarorten setzten sich in Bewegung. Stolz ritten die Besitzer von hartgummibereiften Drahteseln auf diesen davon. Ein paar handfeste Seeleute in blauweißen Fischerhemden schoben die Mütze ins Genick und verzogen sich in den nahegelegenen Dorfkrug.

Vater und Mutter Behr trippelten fröstelnd über den Platz zum Anleger hinunter, wo Jens Ohm und der Doktor sie bereits erwarteten. Letztere halfen den beiden Alten auf den Kutter LISA hinüber und führten sie nach vorn unter Deck, wo ein kleiner Kanonenofen für gemütliche Wärme sorgte.

Jens Ohm – von den meisten nur ‚der Schrauber‘ genannt – ging nach hinten ans Ruder und spannte auch Wittenborg gleich ein. „So Doktor, nu' woll'n wir seh'n, ob noch alles sitzt, was wir heute Morgen gelernt haben. Wir legen ab.“

Schon war der Doktor dabei, die Leinen fachgerecht einzuholen und drückte den Kutter mit dem Peekhaken vom Steg ab, sodass er sich auf die Fahrwassermitte zu bewegte.

Die LISA wurde vom stärker werdenden Ebbstrom erfasst, der sie trotz leichten Gegenwindes wieder an Störort, der zauberhaften Landschaft zuseiten der Nebenflussmündung, vorbei auf die Niederelbe hinauszog. Wie Jens Ohm das bewerkstelligte, sollte Wittenborg schnell gewahr werden. Ohm hatte schon vor Fahrtbeginn nur das Großsegel gesetzt und hielt es jetzt locker mittschiffs, sodass der Gegenwind an beiden Seiten daran vorbeistreichen, aber niemals voll von einer Seite ins Segel einfallen konnte. So steuerte er den Kutter allein durch geschickte Handhabung des Großsegels gegen den Wind.

Sobald die LISA in die Elbe hineinglitt und auf neuen Kurs Richtung See ging, überließ Jens Ohm dem Doktor das Ruder und setzte die beiden Vorsegel und das Topsegel über der Gaffel. Von einer sauberen Brise aus Südost und durch den Ebbstrom begünstigt, rauschte die LISA an der Nordseite des Hauptfahrwassers mit acht Knoten über Grund dahin. Sie wiegte sich wohlig in der jadefarbenen Dünung und reagierte leicht auf jede Bewegung der Ruderpinne. Welch ein beglückendes Gefühl!

Frank Wittenborg verstand mehr und mehr, was es einem Jungfischer bedeuten mochte, sich ein solches Schiff zu verdienen und Tag für Tag mit ihm verbunden zu sein.



Von Nord nach Süd: Blick aus der Stör auf die Elbe

Vom ausgelaufenen Hochwasser war nur noch eine Pfütze übriggeblieben. Sie warfen beim Lüchterloch den Anker und erwarteten dort mehrere Stunden die Rückkehr der Flut, um mit Ankerauf die letzte Strecke des Heimwegs zu bewältigen.

Der Rest der Nachmittagssonne reichte nicht, die Decksplanken zu erwärmen und die Gemüter sonderlich zu ermuntern. Jens Ohm, an die siebzig Jahre alt, hatte sich auf der Großluke niedergelassen, gegen den Mast gelehnt und die langen Beine in Richtung der Schanz ausgestreckt – er ließ den Doktor machen. Der hagere Alte mit der ewigen Shagpipe im Mundwinkel wirkte immer ein wenig phlegmatisch, wenn er nur so unter den Augenlidern hervorblinzelte – aber er hatte alles im Blick.

Der Wind drehte in die Süd und kam jetzt etwas mehr von der Seite.

„Das kommt uns gut zu Pass, denn wir müssen hier ohnehin ein wenig nach Norden abfallen“, rief Ohm

Wittenborg zu. „Sehen Sie da drüben den Sand, der bei Ebbe ganz aus dem Wasser steigt? Das ist der Hakensand. Sie müssen auf seine Westspitze zuhalten und diese umrunden. Dann sind wir schon halbwegs zuhause. – Mögen Sie noch oder soll ich das Ruder wieder übernehmen?“

„Aber nein! Es macht mir richtig Spaß. Ich begreife allmählich, warum Flosse dem alten Nonnenwort gegenüber so direkt wurde: Ihm ging es heute nur um das Schiff, Nonnenwort dagegen anscheinend nur um das von ihm inszenierte Theater mit der Verlobung. – Man kann es verstehen, wenn Flosse glaubt, dass das Schiffsunglück die Antwort des Himmels auf dieses Falschspiel mit der Verlobung war.“

„Schändlich, was sich der Herr Fabrikant da geleistet hat!“, brummte Ohm.

„Die Marga und der Flosse konnten einem richtig leidtun.“

„Flosse hat bestimmt geglaubt, dass seine ehemalige Klassenkameradin bei der Intrige mitgespielt hat“, meinte Wittenborg nachdenklich.

„Aber da liegt er falsch“, brummte Ohm. „Ich hab’ Marga beobachtet und ihr entsetztes Gesicht gesehen, wie sie aus Flosses Mund mit anhören musste, dass er von Nonnenworts Absichten nichts gewusst hatte.“

Wittenborg nickte. „Mir fällt da übrigens noch etwas ein, wonach ich Sie fragen wollte, Herr Ohm. Ich wurde vor Schluss der Veranstaltung ganz unabsichtlich Augenzeuge eines Vorgangs, den ich mir nicht zu erklären weiß. Nachdem Flosse vom Wrack heruntergeklettert war, ging er wortlos an Marga vorbei auf einen jungen Mann zu, der mir seiner Schmalzlockenfrisur wegen schon vorher aufgefallen war. Er begrüßte ihn freudig mit einer Umarmung und besprach sich mit ihm. Wenig später schlich sich – man muss es wirklich so bezeichnen – der alte Nonnenwort zu diesem jungen Mann und erklärte ihm irgendetwas mit dämpfenden Handbewegungen und zeitweise sogar mit dem Finger vor dem Mund. Der andere schien zunächst sehr

erstaunt, doch hellte sich seine Miene dann schnell auf. Schließlich schlugen sie mit der Rechten kräftig ein, als hätte der eine dem anderen eine Kuh verkauft. – Wer war dieser junge Mann?“ „Ihrer Beschreibung nach könnte es sich um den Kerl handeln, den Flosse als Knecht auf seinem neuen Schiff angeheuert hat. Ich mein', er heißt Erwin und stammt aus Kiel, kann mir aber nun gar nicht vorstellen, was Nonnenwort mit dem zu bereden hätte.“ „Das müffelt verdächtig nach einer weiteren Intrige, Ohm.“ „Kann schon sein. Nach den heutigen Ereignissen wundert mich rein gar nichts mehr.“

In diesem Augenblick rumpelte es unter dem Schiffsboden. „Doktor! Sie müssen besser aufpassen, wenn Sie am Ruder sitzen! Das war 'ne Grundberührung. Wir haben noch nicht allzu viel Wasser unter dem Kiel – geben Sie mir mal die Pinne, schnell, zack-zack!“ Mit einigen gekonnten Bewegungen am Ruder manövrierte Ohm das Boot aus der flachen Gefahrenzone und fädelte es in das enge Fahrwasser des „Putengatts“ ein und von dort in den gut beprickten Weg des „Nordergatts“, das bis an den Eckstedter Hafen heranführte. Zu beiden Seiten wuchsen die Sand- und Schlickflächen zu hohen Ufern an und das Schiff sank umso tiefer in diese Landschaft ein, je schmaler das Fahrwasser wurde. Nach einiger Zeit erregte rechts voraus eine spitze Düne Wittenborgs Aufmerksamkeit. „Ein stattlicher Hügel, finden Sie nicht, Herr Doktor? Er markiert die Einfahrt in den Eckstedter Hafen. In den Seekarten steht daneben ‚Schuhmacherberg‘ zu lesen, obwohl wir Plattdeutschen seit ewigen Zeiten ‚Schosterberg‘ dazu sagen“, meinte Ohm nachdenklich. „Das gibt 'ne Menge Geistergeschichten, die sich da oben abgespielt haben sollen.“

Sie glitten an der Erhebung vorüber und steuerten den Landesteg an. Der Doktor hüpfte als Erster an Land, nahm die Leinen wahr, während Jens Ohm die Segel ordnete. Vom Deich herab winkte ihnen eine stämmige Frau in den besten

Jahren zu. Sie stand neben einem leichten Kutschwagen mit einem Rappen davor. „Na, sehen Sie, Doktor, Ihre Haushälterin ist gerade rechtzeitig mit der Chaise zur Stelle, um Sie abzuholen.“ Ohm und Wittenborg halfen dem Ehepaar Behr an Land und stiefelten mit ihnen gemeinsam den Deich hinauf.

Liebe auf dem Prüfstand

Dienstagvormittag, 30. Mai 1911

Das Pfingstfest stand bevor. Frisches Blattwerk verdichtete sich in den Baumkronen. Darunter im Schatten, nahe beim Gartenzaun, hielten sich, recht verspätet, immer noch dicht beieinander flamingofarben leuchtende Anemonen. Im Steingarten waren die Hyazinthen aufgesprungen und verströmten betörenden Duft. Die Pflege des Gartens lag ganz in Ottiliens Hand.

Ottilie war eine stattliche Person, die dem Landarzt Dr. Frank Wittenborg sowohl als Haushälterin wie auch als Arzthelferin zur Seite stand. Sie trug die Haare streng nach achtern getrimmt und zu einer Glaubensfrucht am Hinterkopf zusammengefasst. Wie behände diese breitschultrige, schwere Frau sich hier draußen bewegte und mit den Gartengeräten umging, war nur zu bewundern. Trotz ihrer kräftigen Statur wirkte sie, sobald sie einmal die starke Brille absetzte, ausgesprochen schön. Sie entstammte einer Breklumer Missionarsfamilie, war herzensgut und lebensklug. Sie war die Seele des Hauses und wohnte dort zusammen mit dem Landarzt.

Westlich der Kirchenstraße, nahe der Abzweigung nach Schadendorf, hatte Wittenborg im Kronprinzenkoog den Ruhesitz eines nach Heide verzogenen Altbauern erworben und sich diesen von einem befreundeten Berliner Architekten nach beruflichen Erfordernissen und privaten Wünschen umgestalten lassen. Die Aufteilung der Räume war mit der Herausnahme zahlreicher Zwischenwände geschickt verändert worden. Die Mitte des mit dem First parallel zur Straße errichteten Gebäudes wurde durch den

gegiebelten Haupteingang betont. Sowohl Patienten als auch private Besucher betraten das Haus bzw. den Hausflur durch denselben Eingang. Vom Flur aus lagen dann linker Hand die Praxisräume, während man durch eine Tür zur Rechten die große Küche erreichte. Um in den größten Raum des Hauses, das Wohnzimmer, zu gelangen, durchschritt man den Flur bis zu seinem Ende und stand vor einer vielversprechenden Tür. Des Abends war aus diesem Raum häufig wunderschönes Klavierspiel zu hören. Dann durchbrausten Impromptus von Chopin, die „Kinderszenen“ von Robert Schumann oder die großen Beethoven-Sonaten – die Pathétique, die Appassionata, die Mondscheinsonate – das Haus.

Der volle Klang wurde einem wunderbar gepflegten, schwarz lackierten Instrument abgewonnen, einem Blüthner-Stutzflügel, der mitten im Wohnzimmer stand. Wittenborgs Herz hing an dem reifen, erzählenden Klang der – gegenüber der sonst geläufigen, vom Kammerton A 440 her fixierten, hier aber um einen Halbton herabgesetzten – Stimmung. Der Klang entführte den Arzt zurück zu unvergessenen Leidenschaften – zu der verlorenen Frau, die er noch immer liebte, auch über ihr Leben hinaus. Vor Jahren war sie ihm durch einen Unfall genommen worden.

Durch das Wohnzimmer gelangte man weiter in eine verglaste Veranda und von dort aus schließlich auf die Gartenterrasse. Der Bauerngarten vor dem Haus hatte trotz der baulichen Veränderungen erhalten werden können. Zur Linken des Gartens reichte ein Nebengebäude, ein alter Schuppen, bis an die Straße heran. Darin waren nun ein Pferdestall und die Wagenremise untergebracht. Hinter dem Haus dehnte sich ein parkähnlicher Garten mit zwei alten Kastanienbäumen und einer Rotbuche bis an das angrenzende Feld aus.

Über das, was die Bauern an ihrem neuen Doktor ungewöhnlich fanden, wurde bereits seit Längerem geredet. Dabei ging es aber nicht etwa um sein Klavierspiel – hier

harrten delikateren Fragen dringender Klärung: War er wirklich ein eingefleischter Junggeselle? War er geschieden? Oder gab es etwa eine heimliche Geliebte? Man behielt es sich vor – zumindest der weibliche Anteil der Bevölkerung bestand darauf – den neuen Doktor deswegen etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Im Übrigen schätzte man jedoch seine ärztliche Kunst, seinen freundlichen Umgang mit den Patienten und vor allem seine prompten Hausbesuche bei Wind und Wetter. Dafür konnte dieser Doktor sich nahezu alles erlauben!

Wittenborg hatte einen ruhigen Tag erlebt und sich früher als gewöhnlich aus den Praxisräumen zurückgezogen. Entspannt lag er in seinem Schaukelstuhl auf der Terrasse und las in einem Roman. Das Buch war ihm vor wenigen Tagen von einem Freund aus London zugesandt worden. Dieser pflegte ihn regelmäßig mit englischen Kriminalromanen zu versorgen. Diesmal ging es um einen Spionagefall im ostfriesischen Wattenmeer – ein aufregendes Buch, das man nicht so schnell aus der Hand legen mochte.

„Eine Tasse Tee, Herr Doktor?“ Otilie kam mit einem Tablett und setzte es auf dem Beistelltischchen neben dem Lehnstuhl ab. Sie legte ein Stück Kandis in die feine Tasse, goss den Tee darüber und ließ von einem Silberlöffelchen einen winzigen Klecks Sahne abtropfen. Der Tee funkelte wie dunkler Bernstein und der Tropfen Sahne schwebte darin wie ein heller Einschluss.

Der Doktor nahm einen Schluck und nickte anerkennend. „Sie bereiten mir ein ganz schlechtes Gewissen. Ich sitze hier und faulenze. Und Sie? Sie haben mir schon den ganzen Tag in der Praxis assistiert und kredenzen mir jetzt auch noch den Tee so, wie ich es liebe!“

„Sie – und faulenzen? Papperlapapp, Herr Doktor. Sie bringen mich noch dazu, Sie verdursten zu lassen. Sie sollten wieder heiraten. Dann werden Sie bestimmt noch mehr bemuttert.“

Wittenborgs Züge verhärteten sich. Er nahm wieder seinen Roman zur Hand und versenkte sich in den Text, ohne Ottilie weiter zu beachten. Sie begriff, dass er nicht weiterreden wollte, und sagte leise: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, wenn ich etwas Falsches gesagt haben sollte. Das wollt ich nicht – und schon gar nicht wollte ich Ihnen zu nahe treten.“

„Es ist Ihnen aber dennoch gelungen, meine Liebe, wie Sie richtig bemerkt haben. Ihnen entgeht anscheinend aber auch wirklich gar nichts.“

Ottilie hatte das Gefühl, in seinen Worten, aber auch in der Art, wie er sie aussprach, eine tiefsitzende Bitterkeit zu verspüren. Schnell wechselte sie das Thema und fragte scheinbar belanglos: „Was lesen Sie da gerade, Herr Doktor, wenn ich einmal fragen darf?“

„Das Buch heißt ‚Das Rätsel der Sandbank‘ – ein Ire hat es geschrieben. Ich vermute, dass kaum ein Ostfrieser sein Wattenmeer so gut kennt wie dieser Erskine Childers; ein wilder Bursche. – Aber das ist ganz bestimmt überhaupt nichts für Sie!“

„Sagen Sie das nicht!“, widersprach sie. „Lieber Doktor, wenn Sie mögen, mach ich Sie gern mal mit einer Frau bekannt, die das Watt hier vor unserer Haustür mit Sicherheit besser kennt, als all die, die sich vor den Kurgästen als Wattführer aufspielen. Sie stammt aus Ostpreußen und heißt Elsbeth Mandrukeit. Von Freunden wird sie einfach nur Betty genannt. Aber es gibt auch Leute, die glauben, mit so einer wie ihr sollte man sich nicht gemeinmachen.“

„Sollte man nicht?“

„Diese Leute behaupten, sie sei nun mal aus 'm Osten und so sähe sie auch aus: eben „ostisch“! Ins Geheime fügen sie hinzu: Sie gehöre einfach nicht hierher – und einlassen dürfe man sich mit ihresgleichen schon gar nicht.“ Reichlich kühn fügte sie hinzu: „Denken Sie etwa auch so?“